

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Der Gänседоктор.

211

Humoristische Novelle von D. Gaus-Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

Sie zog ihn daher fort ins Schlafzimmer und schon unterwegs steckte er ihr den Zettel zu. „Mama, aber keinem einzigen Menschen darfst du's sagen,“ flüsterte er aufgeregt, „das dürfen nur wir drei wissen: du, ich und Papa.“

Frau Kienholz las den Brief und seufzte erleichtert auf; wieder einmal bewunderte sie die Klugheit ihres Mannes, der sich so gut herausgeholfen hatte.

„Was schreibt denn Papa?“ fragte Fritz neugierig.

„Er muß fortreisen, aber wohin, das schreibt er erst morgen,“ entgegnete die Mama; „aber du darfst es niemandem sagen.“

Fritz versicherte eifrig, daß er sich lieber in Stücke hauen ließe, als daß er etwas sagte.

„Dem Herrn Grafen gehst du nach Möglichkeit aus dem Wege,“ setzte die vorsichtige Mama hinzu; „denn daß du's nur weißt, für deinen gräßlichen Ueberfall kann er dich einsperren lassen.“

Der erschrockene Knabe versprach gerne, sich verborgen zu halten, und damit war die Sache vorläufig erledigt.

Frau Kienholz allerdings mußte Emma ins Vertrauen ziehen, damit diese den Nervenzustand Kienholzens dem Grafen gegenüber entsprechend betonte. Bei diesem Menschen verrauchte vielleicht der Zorn nicht so schnell, vielleicht war er gar einer, von denen sie schon gelesen hatte, die Blutrache nehmen noch an Kindern und Enkeln; darum war's besser, wenn sie ihren Mann für einen Kranken ausgab. Sie eilte zu Emma und gab ihr den Zettel zu lesen.

Die las ihn mit großem Ernst und einem stillen Bedauern, daß sie nun um das Vergnügen kam, den guten Vetter beim „Henfermahl“, wie sie das heutige Mittagessen bei sich genannt hatte, zu sehen. Aber ihren Hauptzweck, ihn gründlich ins Bodshorn zu jagen, hatte sie doch erreicht.

„Ich werde versuchen, alles ins Reine zu bringen,“ sagte sie großmütig und begab sich zu Herrn Graf. Natürlich fiel es ihr nicht ein, von Kienholzens Nerven zu reden — hatte sie ja doch dessen Benehmen schon auf ihre Weise erklärt — sie sagte ihm nur, daß der Hausherr nicht anwesend sei und bat Graf im Namen der Hausfrau zu Tisch. Graf, dessen Augen sich bereits ziemlich erholt hatten, machte Toilette, was mit einigen Anleihen bei Gustavs Wäschekrant zur Zufriedenheit gelang.

Emma meldete ihrer Kusine schnell, daß sie den Grafen zum Mittagessen eingeladen habe, und daß er bei Tisch erscheinen werde, dann suchte sie Amalie auf. Diese empfing sie mit ungewöhnlicher Herzlichkeit, denn sie brannte vor Neugier. Als die erste Aufregung über den Räuber vorüber war, hatte sie es nämlich für angezeigt gefunden, noch eine Zeitlang trotz Bettis Abbitte die Gefräßte zu spielen und hatte sich auf ihr Zimmer zurückgezogen; auch Edith hatte sie unterfragt, hinunterzugehen. Und das hatte sich schwer gerächt. Sie mußte den Lärm hören, den tobenden Grafen in Gustavs Armen sehen, die Aufregung im ganzen Hause wahrnehmen und erfuhr nicht, was vorging; Fritz, auf den sie im Stillen hoffte, war unsichtbar. So kam ihr Emma sehr gelegen, aber sie wollte doch nicht direkt auf ihr Ziel lossteuern.

„Du kommst wohl, um uns zu beglückwünschen?“ fragte sie heiter.

„Das kann ich nicht, weil ich zu wenig weiß,“ entgegnete Emma. Betti hat mir nur ganz nebenher gesagt, daß Edith verlobt ist, aber gratulieren werde ich erst, wenn ich genauer unterrichtet bin; das ist ja bei der Aufregung, die im Hause herrscht, nicht möglich.“

„Was ist denn eigentlich los?“ fragte Amalie scheinbar erstaunt.

„Das zu erklären, bin ich eben hier,“ entgegnete Emma.

„Du warst so freundlich, einem Bekannten, der mich heute aufsuchte, in meiner Abwesenheit Gesellschaft zu leisten, und du hast ihm sogar einige Proben deiner Kunst gegeben. Der Erfolg war einerseits ein sehr schmeichelter, andererseits ein sehr unangenehmer; der Graf hat dich nämlich wirklich für irrsinnig gehalten und vor dir die Flucht ergriffen.“

„Ist das möglich?“ fragte Amalie in frohem Erstaunen.

„Ja, es ist so,“ bestätigte Emma nochmals. „Ich fand ihn im Gemeindevirtshaus noch ganz unter dem Eindruck deiner Kunst und ich hatte alle Mühe, es ihm auszurechnen, daß du wahnsinnig seiest. Dann natürlich gab es kein Halten für ihn, er mußte zurück, um deine Verzeihung zu erbitten.“

„Die ist im Voraus gewährt,“ versetzte Amalie enthußtisch, „einen solchen Irrtum verzeihen Künstler gern.“

„Nun laß mich zu Ende kommen,“ fuhr Emma fort.

„Das Benehmen des Grafen hat selbstverständlich hier Anlaß zu Mißdeutungen gegeben, man hat ihn für einen Schwindler oder gar Räuber gehalten und der Empfang war dementsprechend. Fritz hat ihm eine Fuhr Sand in die Augen geschleudert.“

„Dieser abscheuliche Rache!“ rief Amalie empört. „Uebrigens, das Kind kann eigentlich nichts dafür, das ist Erziehungssache. Im Vertrauen gesagt, teuerste Emma, diese Kienholzens sind von einer Unbildung, schrecklich! Der arme Graf!“

„Nun, ich sehe, du bist geneigt, seine Entschuldigung freundlich entgegenzunehmen; ich bitte dich, komme dann zu Tisch!“

Frau Amalie sagte bereitwillig und erfreut zu.

Unterdessen hatte sich Graf, von Gustav geleitet, ins Berandazimmer begeben, und Gustav war dann gegangen, die Tante zu holen. Graf, der gute Mann, konnte sich eines bangen Gefühls nicht erwehren, als er so allein in dem Zimmer saß, in dem er einige Stunden vorher Todesangst ausgestanden hatte. Unwillkürlich sah er sich nach dem Papiermesser um, erblickte es aber nicht, und ebenso unwillkürlich erfaßte er eine Quaste der Tischdecke. Er schrak zusammen, als sich die Türe öffnete, und er war innerlich froh, daß die Eintretende nicht Amalie hieß.

Frau Betti trat in sichtlich Verlegenheit auf ihn zu. „Herr Graf,“ sagte sie bittend, „lassen Sie Gnade für Recht ergehen, denn sonst weiß ich wahrhaftig nicht, wie und wo ich anfangen soll, mich für die Ungeheuerlichkeiten zu entschuldigen, die Ihnen in diesem Hause widerfahren sind, teils durch den nervösen Zustand meines Mannes, teils durch die grenzenlose Dummheit meines Jungen. Ich kann Sie nur um Verzeihung bitten.“

„O, bitte, bitte, gnädige Frau, nicht so demütige Worte!“ sagte Graf verbindlich. „Angenehm waren ja die

Sachen nicht, da müßte ich sagen, wenn ich das behaupten wollte, aber jetzt ist's vorbei, und es hat ja weiter keine Folgen; also mag's auch vergessen sein."

"Ich danke Ihnen, Herr Graf, Sie sind zu gütig," rief Frau Betti erfreut. "Ich wollte, es wäre nicht mein Mann gewesen, der Sie heute morgen empfangen hat, so wären Sie wenigstens nicht das Opfer seiner Nervosität geworden. Sein Zustand erfüllt mich wirklich mit Angst, ich kenne mich gar nicht in ihm aus, er ist so unberechenbar und hat so merkwürdige Einfälle und sonderbare Ideen."

Herr Graf zog die Augenbrauen in die Höhe; ihm war jetzt der erleuchtende Gedanke gekommen. Aha, dachte er bei sich, jetzt wird mir die Geschichte klar: der Herr Wetter vom Bank hat selber ein Nadel zu viel und wie alle Narren hält er andere dafür. Na, jedenfalls mache ich mich so bald als möglich auf die Strümpfe; das ist ein gefährliches Haus, mag Frau Kiebel sagen, was sie will.

Frau Kienholz aber fuhr klagend fort: "Heute zum Beispiel kommt er wieder gar nicht nach Hause, ich weiß nicht, wo er bleibt, das hat er sonst nie getan; er ist doch bloß in die Felder gegangen, und da verspätet er sich sonst höchstens um einige Minuten. Heute habe ich Thretwegen, Herr Graf, die Speisestunde später angekehrt, und er ist noch nicht da, ich fürchte ein Unfall."

Herr Graf war ruchlos genug, das innerlich nicht als Befürchtung zu empfinden, er sagte aber beruhigend: "Nun, nun, das Unwetter wird eben irgend einen Schaden angerichtet haben, dessen Erhebung längere Zeit dauert."

"Sie mögen recht haben, Herr Graf, hoffentlich ist es nichts anderes," entgegnete sie. "Darf ich Sie aber jetzt zu Tisch bitten?"

Graf verneigte sich und sie gingen zusammen, beide froh, daß die fatale Sache abgetan war.

Aber im Speisezimmer harnte Frau Amalie des Gastes und sie stürzte auf ihn zu, ihm beide Hände entgegenstreckend.

"Ich danke Ihnen für den Triumph, den Sie mir heute bereitet haben!" rief sie aus. "Sie sind ein Opfer meiner Kunst geworden, aber ich hoffe, Sie schlagen die Unannehmlichkeiten, die Ihnen daraus entstanden sind, nicht zu hoch an."

Graf hatte sich schnell gefaßt. "Sie sind bereits vergessen," entgegnete er anscheinend begeistert, "aber die Erinnerung an den hohen Kunst wird bleiben."

"Sie sollen noch mehr davon haben," versprach sie großmütig. "Schicken Sie uns noch einige Tage das Vergnügen, meine Verwandten werden gewiß entzückt sein."

"Gewiß, gewiß," beeilte sich Frau Betti zu versichern.

"Ich muß leider den Bieruhrzug benutzen, so gern ich auch in diesem Hause verweilen möchte," beteuerte Graf, vor sich selber über diese viel aufgetragene Heuchelei erröthend. Frau Betti ihrerseits hatte Mühe, ihre Freude über diese Aeußerung zu verbergen.

Dann ging es aus Vorstellen der Kinder, das heißt mit Ausnahme Fritzens, der Befehl erhalten hatte, in der Küche zu essen, eine Strafe, die er aus Furcht vor dem Grafen sehr gern annahm. Erine hatte erst versucht, ein Gespräch, anzuknüpfen, aber Fritz verharnte in düsterem Schweigen, teils weil erschrocken, es könne ihm wider Willen ein Wort von dem Geheimnisse entslüpfen, teils, weil er ihr mit diesem Schweigen imponieren wollte. Dies gelang ihm nun allerdings nicht, denn Erinen's allem Hohen abgewandter Sinn suchte den Grund seiner düsteren Stimmung nur in einer besonders ausgiebigen Ration Prügel, die er erhalten haben möchte.

"Kommt denn Papa nicht zum Mittagessen?" fragte Mariechen, als man sich ohne den Hausherrn zu Tisch setzte. Die Mutter seufzte tief auf.

"Ich weiß nicht, wo er ist, liebes Kind, hoffentlich ist ihm kein Unfall zugestoßen."

"Papa versäumt doch sonst nie das Mittag-essen," bemerkte Waldeemar besorgt.

"Der Herr Graf meint, das Wetter wird irgendwo einen besonderen Schaden angerichtet haben und Papa wird dadurch zu besonderen Maßnahmen veranlaßt," erwiderte Frau Kienholz.

"So wird es sicher sein," meinte Graf bestätigend.

"Wo ist denn aber Fritzchen?" fragte Edith.

"Der muß strafweise in der Küche essen," erklärte seine Mama.

"Doch nicht meinethwegen?" fragte der Graf. "Das

gebe ich nicht zu, und überhaupt will ich den fähnen Selben näher kennen lernen."

"Im Interesse des Sünders verlangen Sie das erst nach dem Essen," versetzte Frau Emma scherzend. "Er könnte hier vor Angst doch keinen Bissen herunterbringen."

"Also nach dem Essen," entschied Graf, "aber kommen muß er."

Das Mahl verlief ganz angenehm zur großen Befriedigung der Familie Kienholz. Herr Graf würzte es mit allerhand Witz, nicht gerade jüngsten Jahrgangs, aber sie fanden doch Anflug; beim schwarzen Kaffee wurde Fritz geholt. Er blieb in der Tür stehen und schaute unverwandt dem Gast an.

"Na, so komm doch her, du tapferer Held!" redete ihn dieser an.

"Ja, aber," klang es zaghaft von der Türe her, "lassen Sie mich auch gewiß nicht einsperren?"

Fritz trat heran.

"Sage mal, warum hast du mich denn gar so grauslich behandelt?" fragte Graf.

Fritz zögerte einen Augenblick, dann sagte er: "Weil Sie doch die Tante Amalie entführen wollten."

Graf machte ein ungeheuer verblüfftes Gesicht, aber weil die andern ebenso verblüfft waren, so fiel das weiter nicht auf. Tante Amalie erholte sich zuerst.

"Also mich hast du beschützen wollen, du süßer Junge?" rief sie erfreut. "Ach, so komm doch her und laß dich küssen."

Fritz traf keine Anstalten, dieser Aufforderung Folge zu leisten, und Graf fragte weiter: "Ja, wer hat dir denn das nur gesagt?"

"Der Jörg," entgegnete Fritz schnell; "er hat mir noch viel mehr gesagt, eigentlich der Dore, ich hab's bloß gehört." Und er erzählte alles, was er gehört hatte.

"Wer ist denn dieser Herr Jörg?" fragte Graf interessiert; "das muß ja ein riesig geheimer Herr sein."

"Es ist der Pferdeknecht," rief Tante Amalie empört. "Wie er zu solchen Geschichten kommt, ist mir ein Rätsel."

"Mir nicht," bemerkte Emma mit tieferster Miene.

"Der göttliche Funke, der heute unserem Gast als Flamme entgegengelodert ist, hat auch die Phantasie der armen Dienstleute entzündet, daß sie so Ungeheuerliches geleistet hat; man umgibt dich eben mit dem Glanze der Romantik."

Amalie sah Emma zweifelnd an. Etwas an dem Redeschwall gefiel ihr nicht; daß er eine Nachahmung ihrer eigenen etwas schwulstigen Redeweise war, merkte sie jedoch nicht, und da Emma unverändert ernst blieb, beruhigte sie sich. "Was die Leute sich alles zusammen-dichten!" seufzte sie nur.

Gustav und Waldeemar hatten einen Blick gewechselt; aber teils aus Rücksicht auf Edith, teils aus Furcht, mit dem Lachen loszuplätzen, unterließen sie eine Fortsetzung der Augensprache.

Das harmlose Mariechen schaute neugierig drein und Frau Kienholz sah wie auf glühenden Kohlen, seit der plaudernde Fritz im Zimmer war.

"Na, weißt du, mein lieber — Fritz heißt du, ja — also weißt du, lieber Fritzchen, wandle sich Graf wieder an den Knaben. Das ist ja so weit ganz schön von dir, daß du deine Leute von Räubern hast befreien wollen, aber ein anständiger Held wirft nicht mit Sand aus dem Hinterhalt, sondern er stellt sich mutig dem Feind entgegen; das mit dem Sand ist Diebsmanier."

Fritz senkte beschämt den Kopf, aber dann richtete er sich plötzlich auf. "Auf das hat mich erst die Tante gebracht mit ihrem dummen Gasometer," schrie er.

"Gasometer?" fragte Graf erstaunt. Und nun gab Fritz Erinen's herrliche Definition des Gasometers und alle ihre Erläuterungen zum besten. Da war nun des Lachens kein Ende und auch die gequälte Hausfrau konnte nicht umhin, mitzulachen. Unter Scherzen trennte man sich; Graf begab sich mit Frau Emma in deren Zimmer, um endlich über die Sache zu sprechen, um derentwillen er eigentlich hergekommen war. Frau Betti gab Christian den Befehl, anzuspannen und den Gast zur geeigneten Zeit zum Bahnhof zu fahren, dann ging sie in die Küche und packte alle möglichen Lederbissen in eine große Blechdose; sie wollte den Grafen für ihre Reise versorgen, um ihn bei etwa nachkommenden Rachegefühlen versöhnlich zu stimmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erfindung des Klaviers.

Von Dr. Max Rupprecht.

(Nachdruck verboten.)

Das Klavier ist nicht nur das verbreitetste, sondern auch das vollkommenste Musikinstrument. Fast in jeder gebildeten Familie, in jedem besseren Hause ist es zu finden. Es ist der Stolz seiner Besitzer, ihre Erholung, ihre Freude. Die Nachbarn des glücklichen Inhabers sind freilich, wie sich nicht in Worte stellen läßt, nicht immer von den gleichen Umständen befreit; mit dem Spottnamen „Marterkasten“ bezeichnen sie das schöne Instrument, das damit die mühsamen Stunden seiner Bearbeiter büßen muß; denn gegen ein gewandt und seelenvoll vorgetragenes Stück wird niemand etwas einzuwenden haben. Die Klavierspieler — und besonders die Klavierpielerinnen — bedenken aber nicht immer, daß die Musik im Grunde eine aufdringliche Kunst ist, daß besonders die musikalischen Anfangsstudien für die unfreiwillige Zuhörerschaft nicht sehr angenehm sind, und daß man sich sein Verhalten — selbst in der herrlichsten Kunst — immer vor denjenigen Rücksichten auf seinen Nächsten diktieren lassen soll, die man für sich selbst von ihnen erwartet. Doch das nur nebenbei — das Instrument ist an sich an solchem Mißbrauch unschuldig; von ihm gelten in vollem Umfange die treffenden Worte seines „Biographen“ E. F. Weitzmann, welche in geradezu klassischer Form die Bedeutung dieses „Universalinstrumentes“ würdigen:

„Sein Ton ist voll und nachhallend, sein Tonreichthum übertrifft den des ganzen Orchesters, und der Spieler hat alle Schattierungen vom leisesten Hauche bis zum durchdringendsten Forte in seiner Hand. Die Spielart des Pianoforte übertrifft an bequemer Ausführung der rapidesten Passagen und Figuren alle übrigen Instrumente, und der singende Ton des heutigen Klaviers eignet sich sowohl zum Vortrage einer ausdrucksvoll schattierten Melodie, die in mannigfaltigster Weise harmonisch begleitet werden kann, als zur Ausführung kontrapunktisch mehrstimmig gearbeiteter Tonwerke. Fähig, allen Zuständen der Seele, für welche der Sprache die Worte mangeln, einen lebendigen Ausdruck zu geben, ist das Klavier das bevorzugte Instrument des einsam Trauernden und des der Mittheilung bedürftigen einsam Glücklichen. Doch auch im glänzerfüllten Konzertsaal ist das Klavier eine ansprechende Erscheinung. Sein objektiver Charakter gleicht dem des Geigenquartetts; er schmiegt sich jedem Stimmungsausdruck an und der Konzertflügel mit seinem eleganten, festlichen Ton verkörpert selbst seine Macht nicht, wenn er mit dem vollen Orchester ein Wettspiel beginnt.“

Das Klavier ist keine jener Erfindungen, sofern es deren überhaupt gibt, die wie Minerva sitz und fertig aus dem Haupte des Jupiter sogleich vollkommen aus dem Hirn des Erfinders wachsen. Es ist daher völlig irrig, wenn man in einzelnen Büchern diese oder jene Persönlichkeit als Erfinder des Klaviers oder des Pianoforte usw. bezeichnet findet. Das Klavier in seinem heutigen Zustande ist das Produkt einer langen Entwicklung, aus unscheinbarem Keime entstanden, ist es erst im Laufe von Jahrhunderten zu dem geworden, als was wir es heute erblicken. Zahlreiche Musikverständige und Fachmänner haben an seiner Verbesserung gearbeitet, auch wohl einzelne, es vervollkommnende Teile erfunden, aber von einem wirklichen Erfinder dürfen wir nicht reden.

Als das Urbild des Klaviers oder wenigstens als das zur Erfindung desselben Anlaß gebende Instrument ist das Monochord zu betrachten, ein schon im frühen Alterthume bekanntes physikalisches Instrument, bestehend aus einer einzigen Saite, die auf einem länglich viereckigen Schallkasten ausgespannt war und mit Hilfe eines Wirbels gestimmt werden konnte. Durch Verschiebung eines die Saite berührenden Steges konnten die verschiedenen Töne hervorgebracht werden. Das Monochord diente zur theoretischen Bestimmung der Tonverhältnisse, weshalb es auch Kanon genannt wurde. Im Mittelalter bediente man sich seiner als Hilfsmittel zur Einübung der Töne. Das vollständige Verschieben des Steges mag nun mit der Zeit als lästiger Uebelstand empfunden worden sein, irgend ein genialer Kopf kam daher auf die Idee, statt des Steges Lasten anzubringen, deren Hebelenden mit aufrecht stehenden

die Saite schlagen und sie in Schwingung versetzen. Schon im 11. Jahrhundert soll man auf die vorstehend geschilderte Verbesserung geraten sein, welche vielleicht auf den um das Jahr 1025 lebenden Guido von Arezzo zurückzuführen ist, der vermutlich zuerst das Monochord zum Gesangsunterricht benutzte.

Allmählich vermehrte man die Saiten des Monochords, für welches verbesserte Instrument sich mit der Zeit die Bezeichnung Klavichord (clavis gleich Taste, chorda gleich Saite) einbürgerte. Der Kasten des Klavichords war nach der Schilderung von Blüthner-Gretschel etwa 30 Zentimeter hoch und länglich viereckig, über demselben befand sich eine Resonanzdecke aus gut getrocknetem Tannenholz, darüber waren die aus Messingdraht hergestellten Saiten ausgespannt. Die eine lange Seite des Kastens entlang lief die Klaviatur. Eine andere Form nahm das neben dem Klavichord zur Entwicklung gelangende Klavichymbal an. Es entstand aus dem Chymbal oder Hackbrett, einem aus einem viereckigen Kasten, auf welchem Metallsaiten mit Wirbeln befestigt waren, bestehenden Instrument. Später fügte man dem Chymbal Tasten oder Klaves hinzu, deren Tangenten statt der Finger oder Holzklöppel des Spielers die Saiten in Schwingung versetzten. Auch für dieses Instrument nahm man anfänglich Kästen von viereckiger Form, später erhielt der Kasten die Form des Saitenbezuges, welcher harfenförmig gespannt war, und nahm dadurch die Form eines Flügels an, woher sich der Name Flügel für das Klavichymbal schreibt. Die tafelförmigen Klavichymbaln nannte man Spinett, wie Weitzmann mittheilt, nach den spitzen Rabenfeilen, welche, in kleine, auf den Tasten lose aufstehende Holzbreitchen befestigt, bei diesem Instrument die Saiten anrissen (von Spina gleich Dorn). Nach anderweitiger Ansicht schreibt sich der Name von Giovanni Spinetti her, einem Klavierbauer aus Venedig, der angeblich die viereckigen Instrumente erfunden haben soll.

Als Klavier bezeichnete man in Deutschland ausschließlich das Klavichord, das hier besonders beliebt war. Die Klavichorde sind jedenfalls älter als die Klavierchymbaln. Beide bestanden jedoch lange zusammen, jedes durch die ihm eigenen Vorzüge seinen Kreis von Liebhabern sich sichernd. Erst die Erfindung der Hammermechanik gestaltete das Chymbal zum Klavier oder Pianoforte im heutigen Sinne. Von Einfluß auf dieselbe mag wohl die Erfindung des Pantaleons gewesen sein, eines von Pantaleon Hebenstreit (geb. 1750) erfundenen Instruments, eine Art vervollkommenes Hackbrett, dessen Darmsaiten mit Klappeln geschlagen wurden. Die hierdurch erzeugte schöne Klangwirkung führte wohl zu dem Gedanken, die schlagenden Klöppel oder Hämmerchen auch für das Klavier zu benutzen. Diese für die Ausbildung des Klaviers entscheidendste Erfindung will der Organist Christoph Gottlieb Schröter zu Nordhausen (geboren den 10. August 1699 in Magdeburg) gemacht haben.

Fest steht jedoch aus zuverlässigen Quellen, daß der florentinische Instrumentenmacher Bartolomeo Cristofori der erste war, welcher die Idee der Hammermechanik veröffentlichte. Sein Modell enthält bereits die wesentlichsten Bestandteile unserer Auslösung durch die die Hämmerchen nach dem Anschlag zurückschnellende Feder, sowie die Dämpfer. Die Veröffentlichung der Erfindung Cristoforis fiel bereits in das Jahr 1711, während der Franzose Marinus seine Modelle erst 1716 der Pariser Akademie vorlegte und Schröter nach seiner eigenen Ausführung erst 1717 seine entsprechenden Versuche anstellte. Man darf hiernach wohl annehmen, daß alle drei Genannten ihre Erfindungen unabhängig voneinander gemacht haben, denn Schröter verdient sowohl als ausübender Musiker als auch als Theoretiker ebenfalls große Schätzung und daher sicherlich Glauben für seine Behauptung, obgleich er erst 1763 mit derselben vor das Publikum trat, also fast 50 Jahre nach dem Zeitpunkte seiner Erfindung und 10 Jahre nach dem Tode desjenigen Pianofortebauers, welcher in Deutschland, Frankreich und Italien lange Zeit für den Erfinder des Pianoforte galt, Gottfried Silbermann.

Schröter veröffentlichte seine Ansprüche in Marburg kritischen Briefen unter dem Titel: „Unabhängige Beschreibung eines neuerfundnen Klavierinstrumentes, auf welchem man in unterschiedenen Graden stark und schwach spielen

man, nicht ohne Wissen, 1763". Er will durch Geben-
kreits Pantaleon zu seiner Erfindung angeregt worden
sein und mit den betreffenden Versuchen schon 1717 be-
ginnen haben. Bereits 1721 habe er dem Dresdener Hofe
zwei Modelle vorgelegt, welche auch den Beifall des Königs
gefunden hätten. Der König befahl, eins der Modelle
auszuarbeiten; doch zerbrach sich die Ausführung dieses
Befehls, und er konnte trotz aller Bemühungen seine Mo-
delle nicht zurückerhalten. Ohne sein Wissen und Willen
seien diese bekannt und nachgeahmt worden.

Ist hiernach auch der Nachweis erbracht, daß das Ham-
merklavier keine deutsche Erfindung ist, so kommen den
Deutschen doch die größten Verdienste um seine Ausbil-
dung und Verbreitung zu. Jener Gottfried Silbermann,
den man sogar für den Erfinder hielt, baute die ersten
unter dem Namen Pianoforte bekannt gewordenen Instru-
mente; er vervollkommnete das ursprüngliche Modell und
brachte es zur allgemeinen Geltung. Denn wie fast immer,
mußte auch hier der Fortschritt mit dem Bestehenden erst
einen langen, erbitterten Kampf führen, bevor er durch-
drang. Silbermanns Schüler Joh. Andr. Stein aus Augs-
burg bildete die sogenannte deutsche Hammermechanik aus;
seine Instrumente standen in hohem Ansehen, so daß noch
sein Schwiegersohn, Andreas Streicher, der bekannte Freund
Schillers, das Geschäft in höchster Blüte vorfand. Strei-
cher, der selbst wichtige Erfindungen zur Vervollkommu-
nung des Pianoforte machte, hielt den Ruf der Firma
aufrecht; durch ihn wurde die Vervollkommnung unseres
zeitigen Konzertflügels angebahnt, eine Errungenschaft, die
wir im Grunde unserem Schüler zu verdanken haben, denn
hätte Andreas Streicher den Freund nicht auf seiner Flucht
aus Stuttgart begleitet, so hätte er seine Frau, die Tochter
Steins, nicht kennen gelernt und wäre wohl für immer
dem Klavierbau ferngeblieben.

Scherz und Ernst

— Eine Brotmarke vor 100 Jahren. Wir lesen im
„Berliner Tageblatt": An schwere Zeiten erinnert ein Fund,
den in dem unweit von Schwerte gelegenen Dorfe Ergste
ein Knecht beim Pflügen des Ackers machte. Den Kriegs-
jahren 1813/15 folgte bekanntlich 1816 ein Jahr ganz ab-
sonderlicher Rasse und des Miswachses, das 1817 zur Not
und Teuerung führte. Die Zufuhren vom Auslande fehlten,
die Verkehrsmittel im Lande waren ganz unzulänglich.
Grundlose Wege machten die Beförderung von Getreide
selbst bei geringen Lasten auf der Achse fast unmöglich.
Zu Pferde wurde dann auf den sogenannten „Fran-
kensätteln" ein Scheffel Roggen aus dem „Amt Hamm"
geholt, und zwar zum damals arg hohen Preise von fünf
Talern. An diese Zeit des Miswachses und der Not er-
innert eine vollständig verrostete Münze von der Größe
eines Zweimarkstückes, die ein Aderknecht aus Ergste fand
und in der frohen Hoffnung, ein Stück eines verborgenen
Schatzes entdeckt zu haben, schnell nach Hause trug und
sorgfältig reinigte. Die Hoffnung wurde freilich zusan-
den. Es stellte sich heraus, daß es sich um eine kupferne
Brotmarke aus dem Jahre 1816 handelte, deren Vorder-
seite die Worte zeigte: „Kaufe in der Zeit 1816", und
auf deren Rückseite stand: „So hast du in der Not 1817
ein Brot beim Elberfelder Kornverein."

— Ein Tapferer. Bei dem Sturm auf Belgrad wurde
der tapfere Graf Guido von Starhemberg, der sich in
den ersten Reihen der Stürmenden, die Fahne seines Regi-
ments hoch emporhaltend, befand, durch das Plagen einer
Mine unter Trümmern und Erde begraben, und erst nach
einigen Stunden gelang es, ihn aus seiner entsetzlichen
Lage zu befreien. Nach der Eroberung erhielt Starhem-
berg als Lohn für seine bewiesene Tapferkeit den ehren-
vollen Auftrag, die Nachricht davon an den Kaiserhof nach
Wien zu bringen. Dort mußte er die Geschichte der Er-
oberung erzählen und erwähnte auch die Szene, wo er
verschüttet unter Steinen und Erde begraben lag. „Aber

wie war Ihnen dabei zu Mute?" fragte die Kaiserin
Eleonore den Erzähler naiv. — „Ich war nur um meine
Fahne und meine Ohren besorgt," erwiderte salbstlützig der
Held. „Um jene, daß sie nie in einer türkischen Moschee
als Siegeszeichen prange; um diese, damit ich die Janit-
scharen um den Preis prellte, den ihre Igas für die ab-
geschnittenen Ohren der Christen bezahlten!"

Spiele und Kunstfertigkeit

Unterhaltendes und Belehrendes.

Kleines Unterseeboot. Ein bißchen zu schnitzen ver-
steht sicher jeder von euch. Da wollen wir uns einmal
aus gewöhnlichem, aber nicht zu hartem Holz ein Unter-
seeboot schnitzen. Das Vorbild dazu findet ihr in Zeit-
schriften. Gerade jetzt werden ja derartige Fahrzeuge häu-
fig abgebildet. Natürlich können wir unser kleines Fahr-
zeug nicht aushöhlen; wir müssen uns eben „denken", daß
es einen Innenraum besitzt und von Mannschaften besetzt
ist. Wir geben dem Boot nur die äußere Form mit Ver-
deck. Dabei weichen wir aber insofern von dem Vorbild
ab, als wir unser Schiffchen unten ziemlich breit gestalten,
denn es gilt dort eine kleine Bleiplatte anzubringen, die
das Fahrzeug unter Wasser hält. Ohne dies Besonderen
würde es lustig oben schwimmen. Die Bleiplatte liefert
uns am besten ein entzweigegangener Soldat. Krieger ha-
ben das Schicksal, verwundet zu werden, und da machen
unsere Bleisoldaten keine Ausnahme. Besonders häufig
werden diese an den Beinen „verwundet", das heißt, die
kleine Bleiplatte, die zum Stehen dient, bricht ab. Haben
wir nur ein sehr kleines Unterseeboot geschnitten, so genügt
ein Bleistückchen für das Besondere. Wir bohren in die
Unterseite des Fahrzeugs ein oder zwei kleine Löcher. An
der kleinen Bleiplatte haften immer noch kurze Stümpfen
der Soldatenbeine. Zu kurz dürfen sie freilich nicht
sein; die beste Länge wäre ein viertel bis ein halber Zen-
timeter. Noch kürzere Stümpfen lassen sich nicht fest ein-
bohren. Wie meine jungen Freunde nun schon gemerkt
haben werden, wird die Bleiplatte unter dem Fahrzeug
dadurch befestigt, daß die Bleibeinstümpfe in die ins Holz
gebohrten Löcher eingesteckt werden. Nur dürft ihr die
Löcher nicht zu weit bohren, weil sonst die eingesteckten
Teile nicht feststehen! Jetzt machen wir eine Schwimm-
probe. Seht das Unterseeboot zu tief, so ist die Bleiplatte
zu schwer. Wir knipsen dann ein Stückchen ab oder ersetzen
sie durch eine kleinere; schwimmt aber das Fahrzeug zu
hoch, so muß es mehr beschwert werden, wir bringen in die-
sem Falle eine größere oder dickere Bleiplatte an.

Etwas größere Unterseeboote erhalten natürlich zur
Beschwerung mehrere der kleinen Bleistückchen. Hier kön-
nen wir den richtigen Tiefgang dadurch regeln, daß wir
ganze Platten entfernen oder anfügen, also ihrer mehr oder
weniger verwenden.

Es sei noch bemerkt, daß die von den Bleisoldaten
abgebrochenen Plättchen sich auch für die Beschwerung an-
derer Dinge eignen. Zum Beispiel können wir uns einen
Taucher aus Holz oder Kork schnitzen. Je nachdem er
ganz hinabtauchen oder in halber Wasserhöhe schweben
soll, wird ihm eine größere und dickere, oder eine kleinere
und dünnere Bleiplatte unter die Füße gesteckt. Allerdings
wird bei dieser Figur, weil sie schmal ist, die Platte zu
sehen sein, aber das schadet nichts. Beim Unterseeboot
läßt sie sich ganz verbergen. Eine Taucherfigur, ebenso das
Unterseeboot, kann man auch noch auf andere Weise,
zum Beispiel durch Einlassen von Bleistückchen, beschwe-
ren. Gerade die abgebrochenen Fußplatten der Bleisolda-
ten aber stehen euch ja am leichtesten zur Verfügung. Knab-
en, die sich gern mit Bastarbeiten beschäftigen — und das
tut ihr doch wohl alle — sollen sie daher nie fortwerfen,
wie ja auch andere, unscheinbare Dinge, z. B. Pakettnebel,
Garnrollen, längst nicht mehr mißachtet, sondern für ge-
eignete Verwendung hübsch in den Bastelkästen getan
werden, so legen wir nun auch die kleinen Bleiplatten
dazu.